

Tyra Teodora Tronstad



VERA

*und das Dorf
der Wölfe*

Reihe Hanser

dtv

Tyra Teodora Tronstad

VERA

*und das Dorf
der Wölfe*

Aus dem Norwegischen von
Birgitt Kollmann

Deutscher Taschenbuch Verlag

Die Übersetzung des Buches
wurde gefördert durch NORLA.

Das gesamte lieferbare Programm der *Reihe Hanser*
und viele andere Informationen finden Sie unter
www.reiiehanser.de



Deutsche Erstausgabe
2014 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
© 2012, H. Aschehoug & Co. (W. Nygaard) AS
Titel der Originalausgabe: ›Hundetanker‹
(Aschehoug & Co., Oslo)
Alle Rechte der deutschen Ausgabe:
© 2014 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
Umschlaggestaltung: Max Meinzold
Gesetzt aus der Berling 11/14,5
Satz: Fotosatz Amann, Memmingen
Druck und Bindung: CPI, Ebner & Spiegel, Ulm
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-64006-0

I

Es war schon spät, als wir in Rønset ankamen. Wir waren stundenlang gefahren, ohne einmal anzuhalten. Es hätte auch keinen Grund für einen Zwischenstopp gegeben, wir wollten bloß ankommen. Das Auto war bis zum Rand vollgestopft mit unseren Sachen. Papa fuhr, ich saß barfuß neben ihm. Viel geredet haben wir nicht, wir haben uns einfach vom Auto durch die Landschaft tragen lassen, die aus Wald und noch mehr Wald bestand. Über Rønset wusste ich nichts außer dem, was Papa mir erzählt hatte, und das war herzlich wenig. In den vergangenen Tagen waren wir hauptsächlich mit Packen beschäftigt gewesen. Es sammelt sich so einiges an im Laufe von dreizehn Jahren. Also im Laufe meines ganzen Lebens.

Und jetzt also: Rønset. Ein Dorf, mehr nicht. Papa hatte mich nicht gefragt, ob ich dahin ziehen wollte. Als er mir davon erzählte, schien er zu glauben, ich müsse mich freuen.

»Stell dir mal vor, wie viel Platz wir da haben! Du bekommst dein eigenes Zimmer!«, sagte er. Und dann erwähnte er noch etwas, nämlich dass ich dort auch zur Schule gehen sollte. Dass es keinen Judoklub gab. Nie gegeben hatte. Das hätte er mir auch mal früher sagen können!

»Wir kommen doch wieder zurück. Wir bleiben ja nicht für immer da«, sagte er.

Rønset war, soweit ich das überblickte, ein kleines Dorf, umgeben von vielen Bäumen. Hier passierte nie irgendwas, und genau das war für meinen Vater das Gute daran. Das Haus, in dem wir von nun an wohnen sollten, hatte er innerhalb von fünfzehn Minuten im Internet entdeckt, auf so einer Seite, wo alles Mögliche angeboten wird, und dann sofort zugeschlagen. Bei manchen Sachen dauert es Jahre, bis er eine Entscheidung trifft, und bei anderen macht er in einer Viertelstunde alles klar. Wir brauchten ein paar Tage, um Bücher, Klamotten und Küchenkram in Kisten zu verpacken, dann noch einmal ein paar Tage, um unsere Möbel in ein Lager zu schaffen, und schließlich einen Tag, um das Notwendigste ins Auto zu stopfen. Als Papa dann vor unserem neuen Haus vorfuhr und wir endlich angekommen waren, hörte ich, dass er recht gehabt hatte: Hier in Rønset herrschte Grabesstille. Verwirrt blieben wir auf den Stufen vor dem Eingang stehen. Papa fummelte im Dunkeln lange mit dem Schlüssel herum.

»Vera«, sagte er, als die Tür endlich knarrend aufging, was dem Moment die passende Dramatik verlieh, »das hier ist unser neues Zuhause.«

Als wir hineingingen und im Flur die Schalter für die Deckenlampen gefunden hatten, sah ich nichts als hohe weiße Wände, Holztüren, einen Holzboden. Es roch muffig, nach Staub und alten Gummistiefeln. Eine Motte flog auf und umflatterte eine Glühbirne. Papa öffnete eine Tür und streckte den Kopf in einen Raum hinein, der vermutlich das Wohnzimmer war. »Aber hier ist ja alles leer«, sagte er. »Peter Høgda hatte doch nicht erwähnt, dass das Haus leer ist, oder?« Er ließ den Blick durch den ganzen Raum schweifen,

über die Wände und den Boden. »Ich dachte, es sei möbliert«, sagte er nur.

»Dann muss jemand die Möbel geklaut haben.«

Papa schüttelte den Kopf. »Das war wohl ein Missverständnis. Ich hab geglaubt, das Haus sei möbliert. War es nicht so? Hatte er das nicht so gesagt?«

Er fuhr sich mit den Händen durchs Haar.

»Wie soll ich das wissen, Papa?«, sagte ich. »Aber Betten gibt's bestimmt. Muss ja.«

Als ich an meinem ersten Morgen in Rønset aufwachte, wusste ich erst nicht, wo ich war. Ich betrachtete die nackten Wände und die rötlich braunen Bodendielen und verstand erst einmal gar nichts. Doch dann fiel mir alles wieder ein. Dass wir in unseren Schlafsäcken auf dem Boden im Wohnzimmer campiert hatten. Weil es nämlich kein einziges Bett im Haus gab. Ebenso wenig wie Stühle oder einen Tisch oder ein Sofa im Wohnzimmer. Nur die Küche war eingerichtet.

Papa war auch schon wach. Ich hörte ihn in der Küche telefonieren. Es ging um Möbel. Es war nicht das erste Mal, dass Svein Manuel Bringmo es nicht geschafft hatte, sein Leben zu organisieren.

»Genau das sage ich ja. Nicht mal ein Bett gibt es hier. Das Haus ist so gut wie leer!«

Ich streckte mich in meinem Schlafsack aus und fühlte, wie das Licht mich direkt ins Gesicht traf. Allein dieses Zimmer war schon größer als unsere komplette Wohnung in der Stadt, die wir in den letzten Tagen leer geräumt hatten. Ich sah es direkt vor mir, wie unsere kleine Küche in die eine Ecke gepasst hätte und unser altes Wohnzimmer in die andere.

»Sieht so aus, als würden wir Hilfe bekommen«, sagte Papa, als er mit dem Telefon in der Hand hereinkam. »Wir können ein paar Möbel leihen, bis unsere eigenen Sachen aus dem Lager da sind. Gleich kommt jemand und hilft uns. Ist das nicht toll?«

»Wer denn?«, fragte ich gähmend.

»Peter Høgda«, antwortete Papa. »Das ist der, von dem wir das Haus gemietet haben. Er hört sich sehr nett an.«

Typisch mein Vater: Immer geht was schief. Irgendwas ist immer. Darauf kann man sich verlassen.

Papa liebte die Stille in Rønset von der ersten Minute an. Genau deswegen seien wir ja hergekommen, sagte er. Er wollte unbedingt, dass wir auf der Treppe vor dem Haus frühstückten, in der frischen Morgenluft.

»Hör doch mal, wie still es ist«, sagte er, als wir uns gesetzt hatten.

Die braun gestrichenen Stufen waren warm. Ich selbst finde es ja unhygienisch, irgendwo zu frühstücken, wo man sonst mit dreckigen Schuhen drüberläuft, aber ich habe mir eine Bemerkung verkniffen. Hier also sollte Papa die nötige Ruhe finden, um sein Buch über Wölfe zu schreiben. Ein Jahr würde er dafür brauchen, meinte er. Wir haben ein bisschen darüber geredet, als wir da draußen auf der Treppe saßen – dass ein Jahr lang oder kurz sein kann, je nachdem. Ich glaube, Papa war überzeugt, dass das Jahr schnell vergehen würde. Ich hab den Judoklub nicht erwähnt. Der fehlte mir jetzt schon so sehr, dass es sich anfühlte, als steckte mein Herz in einem schwarzen Plastiksack.

Peter Høgda kam mit einem dunkelgrünen Lieferwagen, der aussah, als könnte man damit so gut wie alles befördern. Der Mann selbst lächelte uns freundlich an. Dabei sah er aus, als würde er im nächsten Moment in Lachen ausbrechen. Er war ein ziemlich kleiner Mann mit kräftigen Armmuskeln. Seine kurzen Haare standen wie winzige Stacheln vom Kopf ab.

»Seid ihr die armen möbellosen Menschen?«, fragte er augenzwinkernd, sobald er ausgestiegen war. Papa stand auf und nickte. Dann streckte er einen seiner mageren Arme aus, und Peter Høgda, dessen Arm ungefähr doppelt so dick war, schüttelte ihm die Hand.

»Da helfen wir euch doch, klar«, sagte er. »Ich mach gleich eine kleine Runde durchs Dorf, jetzt wollte ich nur mal nachfragen, was ihr so braucht. Betten, sagten Sie? Matratzen? Und vielleicht ein Sofa?«

»Das ist wirklich nett«, sagte Papa. »Ich bin Ihnen sehr dankbar.«

Peter Høgda sah Papa zufrieden an, so als hätte der ihm einen Gefallen getan und nicht umgekehrt.

»So was kann passieren«, sagte er dann.

»Wir müssen uns missverstanden haben«, sagte Papa. »Ich begreife nicht, wie das passieren konnte.«

»So was kommt schon mal vor!«, meinte Peter Høgda.

Papa fuhr sich mit den Händen durchs Haar.

»Ich hatte wohl ein bisschen viel um die Ohren«, sagte er leise.

»So was kommt schon mal vor!«, wiederholte Peter Høgda. Dann versicherte er uns, er werde in ein paar Stunden wiederkommen. Die Leute im Dorf würden gern beisteuern, was sie entbehren konnten. Gar kein Problem. So etwas hatte ich wirklich noch nie gehört. Sollte das heißen, er konnte einfach herumfahren und Möbel auftreiben, die wir ausleihen konnten? So funktionierte das hier?

Als Peter Høgda eine knappe Stunde später schon wieder vorfuhr, war schnell klar, dass wir genug Möbel hatten, um uns fürs Erste einzurichten. Er hatte alles Mögliche organisiert, unter anderem Matratzen, ein kleines Sofa, einen großen Lehnstuhl, einen kleinen Fernseher und einen Couchtisch. Und als das alles ausgeladen war, kam noch mehr zum Vorschein: ein Kleiderständer, eine kleine rote Kommode, zwei Schuhregale und ein Wäschekorb zum Zusammenlegen. Wir trugen alles ins Haus. In das Zimmer, das meins werden sollte, kamen eine Matratze, eine Kommode und eine Lampe. Danach sah es immer noch leer aus, aber wenigstens hatte ich einen Platz zum Schlafen.

»Fantastisch«, sagte Papa und breitete die Arme aus.

»Das muss man den Leuten hier lassen«, sagte Peter Høgda stolz, »sie helfen immer gern. So sind wir nun mal.«

Zum Dank für die Hilfe lud mein Vater Peter Høgda auf einen Espresso ein. Dazu setzten sie sich ins Wohnzimmer,

auf unser eben erst aufgestelltes Sofa, während ich mir einen der beiden Holzstühle aus der Küche holte.

Peter Høgda nickte Papa zu. »Sie sind also Schriftsteller und wollen hier ein Buch schreiben.«

»Stimmt«, antwortete Papa. »Und Verlage meinen es wirklich ernst mit so einem Abgabetermin.«

Peter Høgda sah ihn ernst an. Ich überlegte, ob er Papa jetzt nicht mal fragen wollte, worüber er denn so schreibt. Das wäre doch die natürlichste Frage: Worüber schreiben Sie denn? Doch Peter Høgda trank nur seinen Espresso in großen Schlucken und fragte nichts. Papa ging noch ein paarmal in die Küche und kochte frischen Kaffee.

»Einen Hund habt ihr wohl nicht?«, fragte Peter Høgda nach der dritten Tasse. »In dem Fall müsstet ihr nämlich gut achtgeben.«

»Nein, einen Hund haben wir nicht. Wir hatten auch noch nie einen. Warum?«

»Wenn ihr ein Haustier hättet, dann müsstet ihr gut darauf aufpassen. Es gibt nämlich Wölfe hier in der Gegend. Schon mehrere Bauern haben dadurch Schafe verloren, und irgendwelche Touristen ihren Hund. Er ist nur ein kleines Stück allein in den Wald gelaufen, und gleich war's aus mit ihm. Zerfleischt haben sie ihn. Schrecklich!« Peter Høgda griff sich an den Kopf. Papa hielt den Blick gesenkt.

»Tatsächlich«, sagte er nur.

»Ja, das wollte ich nur erwähnt haben«, sagte Peter Høgda.

Papa sah ihn kurz an. Er schien nachzudenken. Ich fand es schade, dass die Unterhaltung der beiden schon am ersten Tag so ins Stocken geraten sollte.

»Das passt ja gut, Papa«, sagte ich. »Wo du doch über Wölfe

schreibst! Da ist es bestimmt gar nicht schlecht, welche in der Nähe zu haben.«

Weder mein Vater noch Peter Høgda sagten etwas. Außer ihrem Atem war nichts von ihnen zu hören. Also musste ich wohl weiter für die Unterhaltung sorgen.

»Papa schreibt darüber, wie Wölfe geschützt werden können. Um mehr Menschen dazu zu kriegen, dass sie sich für Wölfe einsetzen. Es gibt ja so viele seltsame Ansichten über Wölfe.«

Wie konnte es nur so still sein – schließlich saßen hier drei Leute. Genug, um die Stille zu übertönen. Ich konnte es nicht fassen.

»Ich habe ganz vergessen zu erwähnen, dass meine Frau gleich vorbeikommt«, sagte Peter Høgda auf einmal. »Sie möchte euch gern kennenlernen. Sie ist übrigens Journalistin bei unserer Lokalzeitung *Rønsetpost*.«

Papa sah zum Fenster hinaus, doch das Licht und der warme Wind schafften es nicht, seine Sorgenfalten zu glätten. Die sahen auf einmal aus wie in die Stirn geritzt.

»Selbstverständlich«, sagte er nur. »Das ist nett. Wirklich nett.«

Wenig später läutete es auch schon an der Tür.

»Großer Gott«, stieß Papa aus, »das ist keine Türglocke, sondern ein Feuermelder!«

Mir selbst gefiel dieses schrille Geräusch. Immerhin zerschnitt es die Stille.

Peter Høgdas Frau hieß Maja Høgda. Sie trug Ohrringe und hatte auffallend große, runde Nasenlöcher. Papa kochte noch mehr Espresso und brachte den zweiten Küchenstuhl. So

saßen wir nun schon zu viert um den kleinen Couchtisch herum. So oft war das auch zu Hause nicht vorgekommen, dass sich vier Leute gleichzeitig bei uns aufhielten.

»Wie schön, dass mal jemand Neues herzieht«, sagte Maja Høgda zu Papa über den Rand ihrer Espressotasse hinweg. »Wie ich höre, sind Sie Schriftsteller. Was schreiben Sie?«

»Ich schreibe über Wölfe und darüber, wieso wir uns so vor ihnen fürchten«, antwortete Papa. Maja zog einen Schreibblock hervor.

»Ist es okay, wenn ich mir ein paar Notizen mache?«

Papa nickte.

»Freut mich, wenn Sie das Thema interessiert«, sagte er.

Maja Høgda lächelte. Ihr Mann sagte nichts, sowohl sein Mund als auch seine Augen schwiegen. Sein Gesicht wirkte auf einmal völlig verschlossen.

»Der Wolf ist ein Tier, das sich instinktiv vor dem Menschen fürchtet. Das hat er durch die Jahrtausende gelernt. Trotzdem stellen wir ihn immer als böse und blutrünstig dar. In meinem Buch soll es darum gehen, welche Gründe das hat.«

»Und was sind das für Gründe?«, fragte Maja Høgda.

»Der Wolf ist unbeherrschbar, im Unterschied zu anderen Gefahren. Wenn eine Straße gefährlich ist, legen wir eine Höchstgeschwindigkeit fest, oder wir trennen die entgegengesetzten Fahrbahnen durch eine Leitplanke. Wenn Menschen gewalttätig werden, sperren wir sie ins Gefängnis. Aber was ist mit dem Wolf? Er ist außerhalb unserer Kontrolle, und das kann der Mensch nur schwer hinnehmen. Außerdem gibt es zahlreiche Mythen über den Wolf, und so glauben viele Leute die seltsamsten Dinge über ihn.«

Maja richtete ihren Stift auf Papa. »Aber Sie sind der Meinung, der Wolf gehört hierher?«, fragte sie. »Sie sind *für* ihn, stimmt's?«

»Natürlich. Ich meine, wir sollten alles tun, um ihn zu schützen.«

»Glauben Sie, dass die Schafbauern das genauso sehen?«, fragte Maja Høgda mit einem merkwürdigen Lächeln. Ich sah, dass sie ihren Kugelschreiber so fest auf das linierte Papier drückte, dass sich an der Stelle ein Tintenfleck bildete.

»Tja«, meinte Papa, »das weiß ich nicht. Aber die Besitzer können auf ihre Schafe aufpassen. Anderswo macht man das auch. Was ich über den Wolf schreibe, wird bestimmt auch für die Bauern von Interesse sein.«

»Sie sind in eine Gegend gezogen, in der es ziemlich viele Schafbauern gibt und in der regelmäßig Wölfe auftauchen«, unterbrach ihn Maja Høgda, und während sie sprach, schraubte sich ihre Stimme in die Höhe. »Sehen Sie ein Problem darin, Ihr Buch ausgerechnet hier zu schreiben?« Sie stellte ihre Tasse ab. Jetzt lächelte sie nicht mehr, sondern sah Papa nur forschend ins Gesicht. Peter Høgdas Miene war genauso ernst. Es kam mir merkwürdig vor, wie stumm er dasaß. Als er kam, war er doch so freundlich gewesen. Jetzt schien sein Lächeln einfach verschwunden.

»Nein«, sagte Papa, »*wo* ich schreibe, ist nicht so entscheidend, Hauptsache, ich habe die nötige Ruhe. Und die gibt es ja hier.«

»Hm«, machte Maja Høgda und starrte hinaus in den grünen Wald vor dem Fenster. »Das finde ich mutig. Allerdings.«

Es hörte sich so an, als hätte sie das zu sich selbst gesagt.

Mit der Betonung auf »mutig«. Dann zuckte sie leicht zusammen und sah wieder Papa an.

»Auf jeden Fall habt ihr hier einen friedlichen kleinen Ort gefunden!«

»Ganz fantastisch ist es hier!«, antwortete Papa. »Und ich bin völlig gerührt, dass wir so viel Hilfe bekommen haben. Ganz herzlichen Dank!«

»Nichts zu danken«, sagte Peter Høgda mit einem Mal. »Wir wollen hoffen, dass es gut geht. Für uns alle.«

Bevor sie zum Auto gingen, holte Maja Høgda eine Kamera aus ihrer Tasche und machte ein Foto von Papa, wie er gerade dastand, mit der Espressotasse in der Hand.

»Nette Leute«, sagte Papa lächelnd, als das Auto zwischen den Bäumen verschwunden war. Er wirkte richtig froh. »Außerdem sind sie unsere nächsten Nachbarn! Sie wohnen nur zwei Kilometer in östlicher Richtung auf dieser kurvigen Straße.«

»Hier muss man sich ja wirklich Proviant und eine Thermosflasche einpacken, wenn man sich beim Nachbarn ein bisschen Zucker leihen will«, sagte ich seufzend.

»Sei nicht so negativ!«, sagte Papa. »Mit der Zeit wird es dir hier gefallen, da bin ich mir ganz sicher.«

Meine Antwort habe ich nur gemurmelt, denn so was Gemurmertes kann alles Mögliche bedeuten, das ist das Gute daran.

»Weißt du, wo mein Judoanzug ist?«, fragte ich. »Ich will morgen trainieren.«

»Und wo willst du das machen?«, wollte Papa wissen.

»Weiß ich noch nicht. Aber ich finde schon eine Lösung.«

»Das tust du doch immer, mein Mädchen«, sagte er.

»Das ist ja das Gute an mir«, antwortete ich.

Die zweite Nacht war schon besser. Auf jeden Fall hatte ich eine Matratze. Und eine Kommode. Ich schlief bei offenem Fenster. Bevor ich einschlief, lauschte ich, ob irgendwo Autos zu hören waren, doch es gab fast keine. Stattdessen hörte ich einen Hund, der jaulte. Er hörte sich so sehnsüchtig an, als hoffte er, dass ein anderer antwortete, doch er blieb mit seinem Gejaule ganz allein. Ich nahm mir fest vor, mich nicht unterkriegen zu lassen. Ich würde es ja wohl schaffen, ein Jahr in Rønset zu leben. Andere Leute hatten in der Antarktis überwintert oder waren in engen Raumschiffen zur Rückseite des Mondes geflogen. Man kann eine ganze Menge schaffen, man muss bloß aufpassen, dass dieses Gefühl der Einsamkeit einen nicht fertigmacht.

Am nächsten Tag lernten wir einen weiteren Nachbarn kennen. Brando Glennehagen kam über den Hügel gehumpelt, ein kräftiger Mann mit apfelrundem Kopf und krummem Rücken. Dass er alt war, sah ich ihm schon von Weitem an.

»Aha – ihr seid also die neuen Nachbarn«, rief er, schon lange bevor er unseren Hof erreichte, so als wollte er uns gleich wissen lassen, dass er in friedlicher Absicht kam.

»Genau«, rief mein Vater ihm fröhlich aus der offenen Tür zu. Er war dabei, sein Büromaterial auszupacken, doch jetzt ließ er erst einmal alles stehen und liegen.

»Willkommen in unserem Dorf«, sagte Brando Glennehagen, als er die Stufen hinaufkam. Er nahm die Schirmmütze vom Kopf, und mein Vater wischte sich die rechte Hand an der Hose ab, damit sie auch wirklich sauber war, bevor er sie unserem Besucher hinstreckte.

»Wir haben die Gegend bisher noch nicht richtig erkundet«, sagte er. »Wo genau wohnen Sie?«

»Haben Sie nicht das Haus hinter dem Wäldchen bemerkt, das Sie aus Ihrem Küchenfenster sehen?«, fragte Brando zurück. »Da wohne ich. Da liegt mein Hof. Da dies mein erster Besuch bei Ihnen ist, bin ich über die Straße gekommen, aber man kann gut durch den Wald laufen, das ist kürzer.«

»Sie sind also Bauer?«, fragte mein Vater freundlich.

Brandos Atem ging immer noch schnell. »Nicht mehr in großem Stil«, sagte er. »Dafür bin ich zu alt. Aber ein paar Schafe habe ich behalten. Nur so zum Spaß, neun Stück sind's dieses Jahr. Jetzt sind sie auf der Alm. Mal sehen, wie viele von ihnen lebend zurückkommen.«

»Ja, das weiß man nie«, antwortete Papa.

»So ist es, aber die hohen Herren in Oslo werden wohl wissen, was sie tun.«

Papa sah leicht verwirrt aus, so als wäre ihm nicht klar, was Brando Glennehaugen eigentlich sagen wollte. »Tja, sollte man annehmen«, sagte er nur.

»Ich schlage vor, wir setzen mal Kaffeewasser auf«, sagte ich und stieß Papa in die Seite.

Brando lächelte.

»Wie ich höre, sind Sie Schriftsteller«, sagte er und folgte uns ins Haus.

»Nicht zu glauben, wie schnell Neuigkeiten sich verbreiten«, sagte Papa.

Brando Glennehaugen füllte die ganze Sitzfläche des Holzstuhls aus, fast quoll sein Körper seitlich über, ganz anders als bei Maja Høgda.

»Ja, ja«, antwortete er und hustete.

Papa nickte, so wie er es immer macht, wenn er nicht weiß, was er sagen soll.

Jetzt, wo ich wusste, wonach ich gucken musste, konnte ich tatsächlich zwischen den Bäumen ein braunes Gebäude erkennen, wenn ich aus dem Küchenfenster schaute. Das musste Brandos Haus sein. Wir hatten also einen direkten Nachbarn. Einen richtigen, der nur einen Steinwurf entfernt wohnte.

»Und worüber schreiben Sie?«, fragte Brando, nachdem er eine Weile nachgedacht hatte. Er hob den Kopf und sah Papa an.

»Interessant, dass Sie danach fragen«, sagte Papa. »Eben war eine Journalistin da, Maja Høgda, und hat mir dieselbe Frage gestellt.«

Brando streckte ein Bein aus und nickte. »Stoff für die Titelseite, klar.«

Papa sah ihn fragend an.

»Bei uns hier passiert ja nicht so schrecklich viel, worüber man schreiben könnte«, erklärte Brando. »Da kommt so eine Meldung natürlich auf die erste Seite. Hättet ihr vielleicht ein Stückchen Zucker?« Er sah hoffnungsvoll zum Küchenschrank hinüber. Papa kramte ein paar Würfel aus einer noch nicht ausgepackten Umzugskiste.

»Vielleicht wäre ja unser Gospelchor was für dich«, meinte Brando und sah mich an. Der Zucker, den er kurz in seinen Kaffee getaucht und dann in den Mund gesteckt hatte, knirschte zwischen den Zähnen. »Das ist doch immer nett, wenn junge Leute Musik machen.«

Langsam schien mein Vater zu begreifen.

»Auf die Titelseite?«, wiederholte er. »Nein, das glaube ich nicht, Brando. Maja Høgda und ich haben uns nur über Wölfe unterhalten und darüber, dass sie fälschlicherweise oft als Raubtiere angesehen werden. In unserem Land haben die Leute ja oft merkwürdige Vorstellungen vom Wolf. Aber das wird höchstens eine kleine Randnotiz.«

Brando leerte seine Tasse in einem Zug und stellte sie geräuschvoll auf dem Tisch ab.

»Damit kenne ich mich nicht aus«, sagte er entschieden.

»Ich hatte nie Ärger mit Wölfen. In vierzig Jahren nicht. Nicht ein einziges Schaf hab ich verloren. Nie. Kaum zu glauben.«

»Dabei wohnt ihr ja ziemlich dicht bei den Wölfen«, sagte Papa. »Sie haben doch schon immer hier gelebt, oder? Und es heißt doch, es gäbe Wölfe in der Gegend.«

»Sicher«, antwortete Brando. »Die Bauern haben ja auch immer wieder Tiere verloren. Vor allem in den letzten fünf, sechs Jahren. Weit oben im Wald haben sie ihre Tiere gefunden, blutige, zerfleischte Kadaver.« Nachdenklich sah er aus dem Fenster.

»Aber ich nicht«, fuhr er dann mit Verwunderung in der Stimme fort. »Wir nicht. Kein einziges Tier haben wir je verloren.«

Danach blieb es still.

»Kommen sie bald?«, fragte ich.

»Wer?«, fragte Brando zurück.

»Die Schafe. Kommen sie bald herunter von der Alm?«

»In ein paar Tagen, vermute ich«, antwortete Brando. »Es wird jetzt zu gefährlich für sie in den Bergen. Und mir fehlt ihr Geblöke auf der Weide. Es ist auch so schon still genug bei mir seit ...« Brandos Gesicht verschloss sich. Er verstummte, als hätte ihm jemand den Ton abgestellt.

»Wie gesagt, was sich die Behörden in Oslo so denken, darüber weiß ich nicht viel«, sagte er. Dabei schaute er Papa direkt in die Augen. Plötzlich fand ich, dass Brando betrübt aussah. So als hätte einer von uns etwas gesagt, was ihn traurig machte.

»Wen kann ich denn ansprechen, um bei diesem Chor mitzumachen?«, fragte ich, um ihn wieder froh zu machen.

Papa sah mich irritiert an.

»Gospel fand ich eigentlich schon immer gut«, sagte ich.

Der Abend kam. Ich erforschte das Haus. Streifte durch alle Räume, inspizierte sämtliche Ecken, lauschte dem ganz speziellen Knarren jeder Tür. Die kleine, leuchtend rote Kommode, die Peter Høgda mitgebracht hatte, stand neben der Matratze in meinem neuen Zimmer, wo sich schon wieder die ersten Klamotten auf dem Boden breitmachten. Es sah gemütlich aus. Ich räumte einige Sachen in die oberste Schublade, und schon war sie voll. Die mittlere Schublade klemmte und ließ sich nicht öffnen, auch wenn ich noch so sehr daran rüttelte. In der untersten lag ein Päckchen in einfachem Packpapier. Ich nahm es heraus und betrachtete es. Das Papier war abgenutzt, und ich spürte sofort, dass dieses Päckchen nicht für mich gedacht war. Jemand hatte die Kommode weggegeben, ohne vorher noch einmal in die Schubladen zu gucken. Ich sollte Peter Høgda anrufen, dachte ich und stand schon auf, um zu Papa hinunterzugehen und ihm das Päckchen zu zeigen, als ich sah, dass etwas auf dem Papier geschrieben stand. Die Handschrift war altmodisch und schnörkelig, doch man konnte sie gut lesen.

Für Vera. Für den Fall, dass du das hier einmal brauchst.

Warum in aller Welt stand mein Name auf dem Päckchen?

Ich behielt es weiter in der Hand. Es war weich und warm, und es kam mir so vor, als ob es leicht zitterte. Es roch nach nichts. Der Tesastreifen auf der einen Seite sah aus, als wäre er schon viele Male abgezogen und wieder hingeklebt worden. Aber mein Name stand da, und das Päckchen hatte in meinem Zimmer gelegen, in meiner Kommode, besser gesagt in meiner geliehenen Kommode in meinem provisorischen Zimmer. Ich zählte an den Fingern ab: Peter Høgda, Maja Høgda und Brando – das waren alle, die wir bisher hier kannten. Keiner von denen war mir so vorgekommen, als hätten sie vorgehabt, mir so bald etwas zu schenken. Oder sollte Peter Høgda eine Charmeoﬀensive planen?

Aber das passte nicht zu dieser verschnörkelten, altmodischen Schrift. Das war nicht die Handschrift eines Mannes mit muskulösen Armen und Igelhaarschnitt. Und was sollte das bedeuten, was da stand – »Für den Fall, dass du das hier einmal brauchst«? Falls ich *was* einmal brauchte?

Ich schloss meine Zimmertür und riss das Papier auf. Darin lag eine grüne Mütze. Aus dunkelgrüner Wolle gestrickt. Eine Art Baskenmütze. Sie fühlte sich warm an zwischen meinen Fingern. Klar, Wolle ist immer warm, aber die hier war es besonders. Ich spannte sie über zehn ausgestreckten Fingern auf und drehte sie herum, um sie von allen Seiten ansehen zu können. Für mich? Aber von wem?

Eine Mütze, wie kein Mensch unter vierzig sie je aufsetzen würde?

Wieso?

In dem Moment hörte ich Papa von unten rufen. Er hatte Kakao gekocht. Es war ein warmer Abend im August, das

Wetter war immer noch sommerlich, aber ich liebe Kakao über alles. Vor allem, wenn obendrauf noch ein Häubchen süßer Sahne sitzt!

Kakao geht immer – egal wann, egal wo. Sogar in großen, fast leeren Häusern. Da vielleicht am allerbesten. Ich legte die Mütze zurück ins Papier und dann in die Schublade. Den Rest des Abends verbrachte ich mit mehreren Bechern Kakao und YouTube-Videos, in denen die japanische Judoka Ryoko Tamura zu sehen war. Mit Zöpfchen! Lauter kurze, mit Musik untermalte Clips zeigten, wie sie sich zum olympischen Gold vorgekämpft hatte. Wenn das in Rønset gewesen wäre! Man hätte sie bestimmt sofort in den Gospelchor geschickt. Da hätte sie dann in der letzten Reihe gestanden und falsch gesungen. Aber auf jeden Fall wäre sie in die Zeitung gekommen.

Bis zu Brando Glennehagens Hof war es wirklich ganz nah. Als ich am nächsten Tag durch das Wäldchen ging, sah ich schon bald die dunkelrote Scheune neben der niedrigen Steinmauer zum Wald hin. Am anderen Ende des Grundstücks stand ein großes braunes Wohnhaus, und zwischen dem und der Scheune stand noch ein kleineres Haus in derselben Farbe und mit Sprossenfenstern. Unterhalb davon lag die Weide. Der ganze Hof lag still und verschlafen in der Morgensonne. Von einer Wäscheleine winkten langsam ein paar große, karierte Hemden mit langen Ärmeln. Ein schwarzbrauner Hund mit dunklen Augen kam ange laufen und sprang fröhlich um meine Beine herum. Das glänzende Fell am Rücken war warm von der Sonne. »Sappo«, hörte ich jemanden hinter der Scheune rufen. »Sappo, komm her!«

Gleich darauf kam Brando Glennehagen in Gummistiefeln und mit einem Spaten in der Hand um die Ecke, und der Hund rannte los, um nun um Brando herumzulaufen.

»Na, was sehe ich denn da!«, rief er. »So netter Besuch!«

»Ich würde gern etwas Zucker ausleihen«, sagte ich.

Brando lächelte. Trotzdem kam es mir vor, als sähe ich einen Rest Traurigkeit. Der war wohl immer da.

»Das lässt sich sicher machen.« Er legte eine Hand über die Augen gegen die grelle Sonne. »In unserem abgelegenen Nest hier oben müssen wir uns doch gegenseitig helfen.« Er zeigte zum Haus hinüber. »Komm mit.«

Als ich Brandos Haus zum ersten Mal betrat, war mir schon nach wenigen Sekunden klar, dass hier ein Mann ganz alleine lebte. Das hatte etwas mit der Luft zu tun. Es roch nach sauer gewordener Milch. Nach lange nicht gewaschener Kleidung. Nach dem Staub von Zeitungstapeln und dem fauligen Geruch von sterbenden Blumen in Vasen mit abgestandenem Wasser.

Brando öffnete einen Küchenschrank und nahm eine Tüte Zucker heraus. »Ich weiß auch nicht«, sagte er, als er sie mir reichte, »früher hatten wir nie Klumpen im Zucker, aber jetzt ... Jetzt klumpt er ständig. Aber wenn du ihn trotzdem brauchen kannst, nimm ihn.«

»Wie meinen Sie das?« Ich balancierte die Tüte auf einer Handfläche.

»Ich wollte nur sagen, dass nichts mehr so ist, wie es war. Der Käse schmeckt anders, die Milch wird mir sauer, und der Zucker ist voller Klumpen.«

Da ich immer noch nicht verstand, was er meinte, schwiegte ich. Über Klumpen im Zucker hatte ich mir noch nie Gedanken gemacht. Brando tat ein paar Schritte und zeigte auf ein Bild, das im Flur gleich neben der Küchentür hing. Das Schwarz-Weiß-Foto im schmalen silbernen Bilderrahmen zeigte ein Brautpaar. Der Bräutigam war Brando, das erkannte ich sofort. Damals war er noch jung und groß und schlank gewesen. Ein glückliches Lächeln ging über sein Gesicht. Auch die Braut an seiner Seite strahlte wie die Sonne.

Sie trug einen Schleier und hielt einen großen Strauß Feldblumen in den Händen.

»Das ist Margareta«, sagte Brandò. »Meine Frau. Nun ist sie nicht mehr bei mir. Und seitdem ist nichts mehr, wie es sein sollte. So ist das.«

Ich spürte, wie sich ein Kloß in meinem Hals bildete. »Oje«, sagte ich nur. Mehr bekam ich nicht heraus. Vielleicht sollte ich auch mal wieder nach Hause.

Sappo begleitete mich über die Weide.

Und während wir so liefen, Sappo und ich, da sah ich zum ersten Mal, dass da mitten im Wald ein kleines Haus stand. Bis dahin war es zwischen lauter Bäumen versteckt gewesen. Der Wald war sehr dicht an dieser Stelle, und so war es kein Wunder, dass ich es zuvor nicht entdeckt hatte. Es schien, als wollte der Wald das Haus vollständig verschlingen, es gierig in sich hineinziehen. Als ich direkt davorstand, sah ich, dass es früher einmal weiß gewesen war; einzelne Farbreste haften noch immer an den grauen Holzbalken. Zwischen den Stufen vor dem Eingang wuchs hohes Gras. In ein paar Jahren würde das ganze Haus langsam in sich zusammenfallen, dann bliebe nur noch ein Trümmerhaufen zwischen den Bäumen zurück.

Als ich vor der Treppe stehen blieb, wartete auch Sappo ruhig neben mir.

»Wir gehen da jetzt rein«, sagte ich. Ich rede mit Sappo, als wäre er ein Mensch, ging mir kurz durch den Kopf. Er sah mich verwirrt an.

»Oder nein, du lieber nicht. Sonst schneidest du dir nur die Pfoten auf, falls da drin Scherben oder Holzsplitter liegen. Warte hier, Sappo.«

Ich ging hinein. Die Tür knarrte nicht einmal, sondern ließ sich ganz einfach und leise öffnen, als wären die Scharniere frisch geölt. Durch den Flur kam man direkt in einen Raum, der vermutlich einmal das Wohnzimmer gewesen war. Die Tapete klammerte sich an die Wände, einige wenige Glasscherben von einem zerbrochenen Innenfenster lagen zusammengekehrt in einer Ecke. Als ich durchs Zimmer lief, flog Staub vom Boden und den Wänden auf.

An einem Ende des Raums lag ein Stapel Matratzen, am anderen waren zwei Türen. Hinter einer der beiden war die frühere Küche des Hauses mit einer Spüle und einem niedrigen Schrank. Irgendwelches Essen war nicht zu sehen, und auch keine Küchengeräte. Nur ein Eimer stand in einer Ecke, und auf dem Schrank lag eine Plastiktüte. Perfekt, dachte ich. Absolut perfekt. Dass das hier genau in dem Moment auftauchte, wo ich es am meisten brauchte! Ein Haus im Wald, versteckt hinter Bäumen und Büschen. Und mit Matratzen am Boden. Ausgerechnet Matratzen! Ich musste sie nur nebeneinanderlegen, und dann könnte es losgehen. Hier konnte ich immer hingehen, hier würde ich meinen Vater nicht bei der Arbeit stören. Das bisschen Staub konnte mir egal sein, der tut einem nichts. Aber hier hatte ich einen Ort, an dem ich fallen konnte. Sich richtig hinfallen lassen ist nämlich ganz wichtig beim Judo. Wenn man dabei keine weiche Unterlage hat, holt man sich schnell blaue Flecke oder Knochenbrüche. Aber hier war ich davor sicher. Ich musste nur den Müll und die Glasscherben zusammenfegen und ein bisschen aufräumen, aber das war keine große Sache. Ich sah mich um, ob auch wirklich alle Scherben in der einen Zimmerecke lagen, und schob sie mit dem Fuß noch ein

Stück näher an die Wand. Die zweite Tür war noch zu. Als ich sie gerade aufmachen wollte, hörte ich Sappo draußen bellen. Kam etwa jemand?

Als ich zu Sappo hinausging, stand er da und winselte.

»Es ist doch alles gut, Sappo«, sagte ich, »kein Grund zu jammern.«

Doch er sah mich bloß aus ängstlichen braunen Augen an. Den Schwanz hatte er so eingeklemmt, dass er fast unter dem Bauch verschwand.

»Lauf nach Hause, Sappo«, sagte ich. Doch er rührte sich keinen Millimeter von der Stelle. Ich kenne mich nicht gut aus mit Hunden, ich weiß nicht, wie man mit ihnen umgeht. Soll man sie am Halsband ziehen? Oder tragen?

»Bestimmt macht dir das hier Angst, Sappo«, sagte ich und griff nach dem Halsband, um ihn in die richtige Richtung zu ziehen, den Hügel hinauf, dorthin, wo Brandos Haus stand. Und als Brando von irgendwo dort oben nach ihm rief, darannte er mit einem Satz los und war gleich darauf verschwunden.